

Leo Slezak.



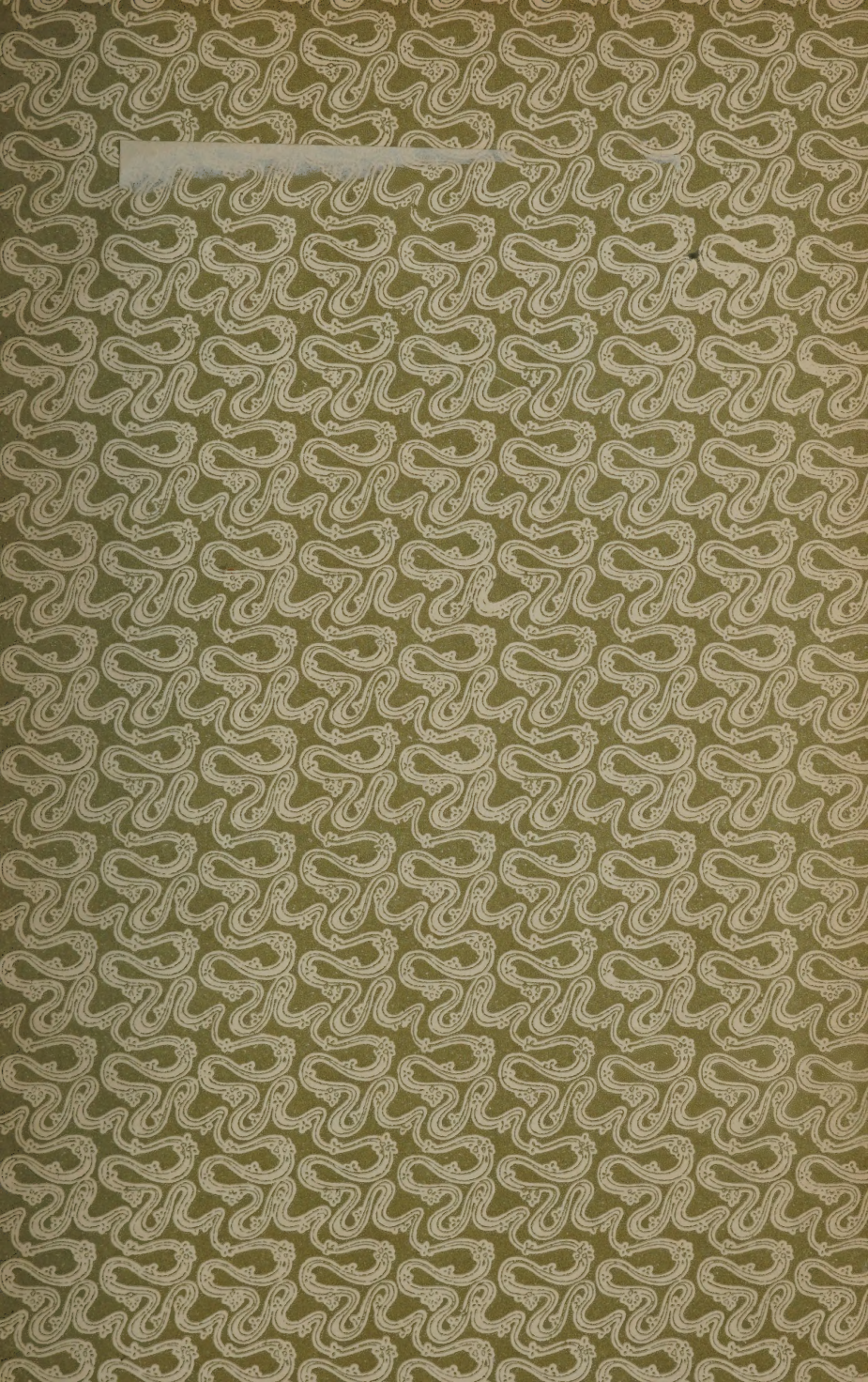
Von
Ludwig Klinenberger

BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

No 4047.295



*Bought with the income of
the Scholfield bequests.*



Leo Slezak.

Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen
Gesangskunst.

○ ○ ○

Von

Ludwig Klinenberger.

○ ○ ○

Wien, 1910.

Verlag Paul Knepler.

(Wallishauser'sche f. u. f. Hofbuchhandlung).

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

„Heute vormittags hat ein junger Soldat, ein Feldjäger, in der Hofoper Probe gesungen. Das Stimmmaterial des noch sehr jungen Kriegers gefiel dem Direktor Fahn, Chordirektor Wondra und dem Oberregisseur Professor Stoll, vor welchen das Probefingen stattgefunden hat, ausnehmend. Die Direktion der Hofoper wird den jungen Kunstnovizen im Auge behalten.“ Also meldeten die Wiener Blätter im Juni 1895. Der junge Soldat war der Zugführer im Feldjägerbataillon Leo Slezak. Man weiß, daß es für einen blutjungen Anfänger nicht gar zu leicht ist, vor der höchsten Prüfungskommission eine Talentprobe ablegen zu können. Nur zu begreiflich ist der Ansturm der Prüflinge auf die Kunstfachverständigen, von deren Urteil in den meisten Fällen die Existenz und die ganze Lebensrichtung abhängt, sehr groß. Was Wunder, daß sie daher nicht leicht zugänglich sind. Aber es gibt mächtige Protektoren, deren wohlwollender Fürsprache auch ein Theaterdirektor nicht standhalten kann; das sind zunächst die Türsteher im Vorzimmer. Die Gunst des damaligen Direktionsdieners der Hofoper mußte und konnte Leo Slezak erringen, um im Probesaal der Wiener Hofoper von so autoritativster Seite ein Urteil darüber zu erlangen, ob er zur Karriere des Opernsängers befähigt sei oder nicht. Das schüchterne, sympathische

Wesen und die beweglichen Worte des jungen Soldaten verfehlten auf den hochmögenden Theaterdiener ihre Wirkung nicht, und dieser Gewaltige hat ihm durchgesetzt, daß er zum Probefingen zugelassen wurde. Noch immer steht derselbe treue Diener vor der Direktionsstube der Wiener Hofoper, und so oft er heute Leo Slezaks ansichtig wird, lacht ihm das Herz im Leibe, denn er hat die sympathische Befriedigung, daß er es war, der zu dem Wachstum und der Größe dieses Künstlers die wichtigsten, die schwierigsten — die ersten Bausteine mit herbeigetragen hat. Und heute! Heute, anderthalb Dezennien sind noch nicht verstrichen, steht Leo Slezak längst in der allervordersten Reihe der berühmtesten Tenoristen, nicht nur der Gegenwart, sondern auch früherer Tage. Heute ist er der Stolz, die Zierde, der geschätzteste Sänger der Wiener Hofoper. Wird der Name Leo Slezak auf dem Theaterrepertoire angekündigt, dann ist die Vorstellung schon Tage vorher in allen verfügbaren Plätzen ausverkauft, und viele gibt es, die schmerzlich abziehen müssen, weil der Riesenbau der Wiener Hofoper nicht all die zahllosen Besucher fassen kann, welche sich, wenn Leo Slezak auftritt, den berückenden Ohrenschmaus seines Gesanges gönnen wollen. Die Kunst Leo Slezaks wird nicht nur in der österreichischen Residenz so vollauf gewürdigt, alltäglich ergehen an den Künstler Einladungen aus den verschiedenen Städten des Kontinents, die Leute mit seinem Sang zu erfreuen. Er ist seit Jahren auch schon die Zugkraft der Londoner „Season“, und hervorragende Kritiker der Themsestadt versichern, seit Tamagno einem gleichbedeutenden Sänger nicht wieder gelauscht zu haben. Leo Slezak steht im Zenith seines Ruhmes. Aber all die Erfolge halten den Künstler nicht ab, immer und immer weiter zu arbeiten, seine große Kunst, um die er von

vielen seiner Kollegen beneidet wird, weil sie ihnen als ein kaum erreichbares Ideal vorschwebt, stets auszugestalten, weiter zu lernen, zu studieren, um seiner herrlichen Stimme neue Schönheiten, neuen Reiz zu verleihen, seine vielbewunderte Darstellung zu vertiefen.

Mit Albert Niemann verglich den jungen Slezak einer der ersten Wiener Kunstkritiker. Der Zufall will es, daß die Anfänge Leo Slezaks denen Niemanns ähnlich sind, der nicht nur als einer der gefeiertsten Heldentenore der deutschen Bühne, sondern überhaupt als eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Geschichte dramatischer Gesangskunst lebt. Niemann begann seine Laufbahn als Volontär in einer Maschinenfabrik und ließ sich später zu Dessau in den Chor aufnehmen, von wo er alsbald die Stufen auf der hohen Leiter seines Ruhmes allmählich erklimmte. Slezak erzählt heute mit Rührung von den schweren Tagen der ersten Jugendzeit. Auch er mußte anfangs einen harten Strauß mit dem Schicksal ausfechten, bis er es bezwang. Leo Slezak wurde am 18. August 1874 in Mährisch-Schönberg als Sohn eines Müllers geboren. Sein Vater ließ sich die Erziehung seines aufgeweckten Knaben sehr angelegen sein. Nach Absolvierung der Volksschule besuchte Slezak die Realschule in Brünn. Ein Konflikt mit einem seiner Professoren, vor dem die Schüler stets einen großen Schreck hegten, hatte für den gutmütigen Knaben die arge Folge, daß er von allen Mittelschulen des Reiches ausgeschlossen wurde. Der Schüler, der sich ins Unrecht gesetzt sah, wußte im Gefühl der erlittenen schweren Kränkung seinen Vater durch Bitten unausgesetzt zu bewegen, daß er gegen diese harte Verfügung der Leitung der Realschule Beschwerde erhebe. Da der Vater nicht nachgab, warb der Knabe, den das gute Bewußtsein,

ihm sei Unrecht geschehen, nicht ruhen ließ, einen angesehenen Brünner Rechtsanwalt zum Fürsprecher. Dieser schaffte sich die Ueberzeugung von dem geringen Verschulden Slezaks und ergriff den Refurs an das Unterrichtsministerium, welches tatsächlich demselben stattgab und judizierte, daß die Ausschließung Slezaks sich nur auf die eine Schule in Brünn beschränken dürfe. Inzwischen waren aber die Eltern Slezaks durch Schicksalsschläge verarmt und hatten nicht mehr die Mittel, ihrem Sohne die Fortsetzung des Studiums zu ermöglichen. Slezak sollte für einen praktischen Beruf erzogen werden. Er wurde dem Gärtner in der Villa der Erzherzogin Elisabeth in Gmunden in die Lehre gegeben. Im Garten wurde Obst und Gemüse gezogen, mit dem der junge Gärtnergehilfe auf den Markt und in die Häuser zum Verkaufe geschickt wurde. Slezak war schon damals hochaufgeschossen und zeigte für den Gärtnerberuf wenig Eignung. Die Villa geriet überdies in anderen Besitz, und damit wechselte auch der Posten des Gärtners. Slezak reiste nun nach Brünn zurück und wollte Schlosser werden. Sein Temperament entfernte ihn bald wieder von seinem ersten Lehrherrn. Nachdem er vier Tage in einer Werkstätte gearbeitet hatte, wurde er von dem Gesellen gerügt, Slezak erwiderte ein Wort, worauf ihm sein Vorgesetzter eine wuchtige Ohrfeige versetzte. Der Knabe hob rasch entschlossen den Hammer in die Höhe, warf ihn nach dem Gesellen und lief eilends davon, um nicht wieder zurückzukehren. Auf der Suche nach Arbeit und Brot kam er in die Maschinenfabrik Brandt & Thuillier in Brünn, wo er sich recht anständig zeigte, so daß man mit ihm zufrieden war. Dort absolvierte er die vorgeschriebenen drei Lehrjahre und verdiente nach kurzer Zeit

einen Wochenlohn von fünf bis sechs Gulden. Slezaks kluger Vater, von dem Wunsche beseelt, daß sein Sohn kein einfacher Arbeiter bleiben, sondern mehr lernen solle, um Besseres zu erreichen, schickte den Jungen abends in die Werkmeisterschule, die Slezak nach zwei Jahren mit Auszeichnung verließ.

In dieser Zeit begann sich die Liebe zum Theater in Slezak zu regen. Oft sah man den großgewachsenen hageren Burschen vor dem Bühneneingang des Brünner Stadttheaters stehen, in der Erwartung, daß der Inspektor ihn aus der Zahl der sich anbietenden Männer zum Statisten wählen werde. Bientlich häufig erfüllte sich des Harrenden Zuversicht. Und so begann er seine ersten Schritte auf der Theaterlaufbahn als Statist. Slezak war schon damals sehr fleißig und lernbegierig. Tags über arbeitete er angestrengt in der Fabrik, in den freien Stunden besuchte er die Werkmeisterschule, und dennoch fand er noch Zeit, im Cleevenchor des Brünner Stadttheaters singen zu lernen. Das war sein glückliches Schicksal. Einmal hat Des Slezak in „Bajazzo“ im Chor gesungen. Der damals berühmte Bariton Adolf Robinson, der nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in Amerika große Triumphe gefeiert hat, hörte eine auffallend schöne Stimme aus dem Chöre heraus. Er horchte, trat zu Slezak und forderte ihn auf, ihn nach der Vorstellung zu erwarten. „Ich glaube, Sie haben eine hübsche Stimme,“ sagte er wohlwollend zu dem Choristen. „Kommen Sie morgen zu mir und singen Sie mir was vor.“ Der beglückte Slezak erschien am nächsten Tage hochklopfenden Herzens vor dem erfahrenen Sänger. Slezaks Repertoire war nicht sehr groß und verriet jetzt noch nicht den künftigen großen dramatischen Sänger. Er begann mit dem Couplet „A so a Kongoneger, der hat's gut . . .“

Und wenige Jahre später war er einer der bedeutendsten Heldentenöre! Das Urtheil eines so gewichtigen Kenners war natürlich, sehr maßgebend. Allein, Slezak hatte keine Mittel zur Ausbildung. Er vertraute sich dem Meister Robinson an, der sich nicht nur bereit erklärte, ihm unentgeltlichen Gesangsunterricht zu erteilen, sondern ihm für den Anfang auch außerdem noch einen monatlichen Betrag zur Verfügung stellte. Slezak sollte nicht mehr gezwungen sein, zur Schlosserei zurückzukehren, weil Feuer, Rauch und Ruß der Stimme schaden könnten. Das Gewerbe hatte Slezak aufgegeben, und, sehnsüchtig Einlaß begehrend, stand er vor der hohen Pforte der Kunst. Sie ist mit Recht kritisch und wählerisch und verlangt die Probe vollgiltigen Könnens, ehe sie, die es heiß verlangen, in ihren hehren Tempel aufnimmt. Daß in Slezaks Kehle prächtiges Edelmetall verborgen liege, war unzweifelhaft. Nun galt es, die Schlacken zu entfernen, um das reine, edle Gold zu gewinnen.

Böse Tage kamen für den Kunstjünger. Eine glänzende Zukunft winkte ihm, ihr aber freudig entgegenzugehen, fehlte ihm die materielle Basis. fand er auch einen Gönner, der ihm unentgeltlich Unterricht gab, so stellte das Leben Anforderungen an den Jüngling, die erfüllt sein wollten. Er mußte essen, trinken, sich kleiden, wohnen. Den Eltern ging es schlecht; ihnen konnte er nicht zur Last fallen. Da faßte er in seinem Kummer einen herben Entschluß und ließ sich unter die Soldaten anwerben. Hier war er versorgt, hier bekam er Kleider, zu wohnen und zu essen, und außerdem konnte er die Zeit finden, dem Gesangstudium zu obliegen. Slezak fand gütige Vorgesetzte, die das schöne Streben des jungen Sängers unterstützten. Er erwarb sich auch hier bald Freunde und wurde schon nach wenigen Wochen

mit dem ersten Stern, bald darauf mit dem zweiten dekoriert, um später als Zugführer in der Unteroffiziersschule tüchtige Dienste zu leisten. Mehr, als ein Jahr verbrachte er beim Militär und lernte fleißig singen. Was ihm für die spätere Zeit die kräftigste Triebfeder nach vorwärts geworden und geblieben ist, die Selbstkritik, die veranlaßte den jungen Sänger schon damals, sich volle Klarheit darüber zu verschaffen, ob es nicht nur das Wohlwollen des Meisters Robinson sei, der ihn zum Künstler für fähig erachtete. Slezak wollte auch von anderer autoritativer Seite die Meinung und Beruhigung haben, ob er denn auch tatsächlich die Berechtigung hätte, den Sängerberuf zu ergreifen. So fuhr der junge Soldat, nachdem er sich den für die Reise nötigen Betrag von seiner Löhnung gespart hatte, nach Wien, sprach bei der Direktion der Hofoper vor und wurde, wie erwähnt, mit Hilfe des Direktionsdieners Hassinger in die glückliche Lage versetzt, vor Direktor Zahn, Chordirektor Wondra und Professor Stoll Probe zu singen. Die Herren hörten ihn mit großem Interesse an und spornten seinen Eifer und seine Lernfreude durch aufmunternde Lobesworte an. „Studieren Sie nur tüchtig,“ meinte Direktor Zahn, „Sie haben prachtvolles Material. Wenn Sie militärfrei sind, wenden Sie sich an uns, wir werden Sie im Auge behalten.“

Nun erst begann Slezak, an sich zu glauben, und auf der Heimfahrt nach Brünn durchschwirren seinen Kopf die wonnigsten Zukunftsträume. Von dieser Stunde an gesellte sich ihm ein guter Kamerad, der sich ihm allezeit treu bewährte und den lieben Menschen hoffentlich niemals verlassen wird: das Glück. Zwei Jahre hätte er noch Militärdienst machen müssen. Ein kleiner Unfall bei einer Manöverübung verursachte eine vorübergehende Erfran-

fung, die Slezaks Superarbitrierung zur Folge hatte. Kurze Zeit, nachdem er vor Direktor Sahn erschienen war, wurde Slezak vom Militärdienst befreit. Im Anfang kam ihm dies nicht gelegen, denn er stand ebenso da, wie vor seiner militärischen Dienstzeit: substanzlos. Um eine große Hoffnung war er allerdings reicher. Der arme Slezak war sogar gezwungen, seinen Hauptmann um Erlaubnis zu bitten, daß er vorläufig noch die Uniform tragen dürfe. Slezak war nicht nur der Liebling seiner Vorgesetzten, sondern auch der Kameraden, die er oft durch sein lustiges Lied ergötzte, und die Offiziere forderten ihn manchmal auf, bei ihren Veranstaltungen vorzutragen. So drang der Ruf seines Talentes allmählich in weitere Kreise. Eines schönen Tages schritt Slezak, noch in der Uniform, recht traurig und der Sorgen für die kommenden Tage voll, durch die Straßen Brünns. Da begegnete ihm ein Brünner wohlhabender Bürger, der Slezak kürzlich vorher singen gehört hatte. „Ja, warum schauen Sie denn so düster drein, Herr Zugführer?“ fragte er Slezak. — „Weil es mir halt recht schlecht geht, und ich nicht weiß, wohin,“ seufzte Slezak. Und er erleichterte sein schweres Gemüt, indem er dem teilnehmenden Trager seine arge Not klagte, absichts- und ahnungslos, daß ihm der andere helfen könne und wolle. „Warten S' da ein bißl,“ rief dieser Slezak zu, „ich komm' gleich wieder,“ und entfernte sich. Slezak blickte ihm erstaunt nach. Nach wenigen Minuten kehrte der edle Mann wieder und überreichte Slezak eine Hundertguldennote. „So, da haben S', nehmen Sie es nur ruhig und, wann S' einmal können, zahlen Sie es mir halt zurück.“ Mit diesen Worten drückte er dem Verblüfften die Banknote in die Hand und war den Blicken des Unteroffiziers schon entschwunden, ehe dieser sich darüber klar geworden war,

ob er träume oder wache. Aber das Geld in der Hand brachte ihm den sprechenden Beweis, daß wieder ein günstiger Moment in seinem Leben eingetreten sei, er eilte dem Spender nach und dankte ihm überglucklich. Nun waren die Wolken verschwenkt, und heiter lachte die Sonne wieder am blauen Firmament. Hundert Gulden! Welch ein Vermögen war das für den Soldaten! Schnell kaufte er Kleider, legte die Uniform endgiltig ab und mietete ein kleines Kämmerlein. Und es sei gleich erwähnt, daß Leo Slezak von der ersten Gage, die er später in Empfang genommen hatte, hundert Gulden wegstrich und seinem Helfer in erneuerter überquellender Dankbarkeit einhändigte. „Die Geldschuld ist damit erledigt,“ sagte Slezak, „nicht aber die unbezahlbare Wohlthat, welche Sie mir in jenem traurigen Momente erwiesen haben. Die bleibt immer im Konto stehen.“

Robinson, der sich so väterlich des jungen Sangeschülers angenommen hatte, verschaffte ihm nun auch eine Stelle als Schreiber bei einem Advokaten. Fünfundzwanzig Gulden erhielt er monatlich, allein auch zum Schreiber war Slezak nicht geboren, so wenig wie zum Gärtner oder Schlosser. Lange hielt er's dort nicht aus. Die Fortschritte auf dem Gebiete des Gesanges wurden immer erfreulicher, die Fähigkeiten für den Schreiberdienst wollten sich nicht einstellen. Darum rief ihn eines schönen Tages der Rechtsanwalt in sein Bureau und sprach: „Mein lieber Slezak, Freund Robinson sagte mir, daß Sie ein sehr begabter Sänger sind, das freut mich sehr, denn ein begabter Schreiber sind Sie nicht. Bleiben wir Freunde und gehen wir auseinander.“ Damit war nach kurzer Zeit die Schreiberlaufbahn des angehenden Bühnenkünstlers beendet. Mittlerweile war Slezak im Gesangsstudium so weit, daß ihn Adolf

Robinson dem Direktor des Brünner Stadttheaters Aman empfehlen und vorführen konnte. Anfang September 1895 wurde Slezak von Direktor Aman engagiert und erhielt eine Sufstentionsgage von vierzig Gulden als rückzahlbaren Vorschuß von den Gagen der kommenden Jahre und für die jedesmalige Verwendung während dieses Jahres zehn Gulden per Abend. Nun konnte er, nicht gestört durch andere Berufsgeschäfte, sich mit voller Lust und Liebe ganz und gar dem Gesang hingeben. Und jenes Jahr hat Slezak sehr fleißig ausgenützt.

Am 17. März 1896 debutierte Leo Slezak am Brünner Stadttheater als Lohengrin. Die Bühne war ihm nicht mehr fremd. Erst hatte er sie als Statist, dann als Chorsänger, auch als Schauspieler — für ganz kleine Sprechrollen in den „Makkabäern“ und in der „Jungfrau von Orleans“ — und später als gelegentlicher Gastfänger betreten. Sofort wurde Slezak für drei Jahre verpflichtet, denn sein Debut als Lohengrin machte es jedem Verständigen klar, daß hier der Gesangkunst ein großes, starkes Talent erblühe. So sang sich Slezak mit jeder neuen Rolle mehr in die Gunst der Brünner, deren Freude über das Wachsen und Werden des Sohnes ihres Landes sich bei jedem Auftreten des Künstlers in herzlichen Rundgebungen äußerte. Das Brünner Stadttheater genießt seit jeher einen guten Ruf und die besondere Beachtung der Direktoren der Residenzbühnen. Diese kommen oft in die mährische Landeshauptstadt, nach jungen Talenten zu fahnden. Bald wurde Slezak für die Berliner Hofoper verpflichtet. Im Dezember 1897 waren in Brünn fast gleichzeitig erschienen: die Leiter der Hoftheater von Wien, Berlin, München, Dresden; das erste Wettlaufen um den Besitz Slezaks war entstanden. Alle großen Bühnen wollten

ihn haben. Gustav Mahler berief ihn nach Wien zum Probefingen. Zum zweitenmal mit ganz anderen Gefühlen als einst erschien Slezak in der Direktionsstube der Wiener Hofoper. Indes war er bereits von Brünn aus nach Berlin engagiert. Am 24. Januar 1898 debütierte er als Lohengrin im Königl. Opernhaus in Berlin. Der Künstler wurde nach jedem Akt stürmisch gerufen, nach dem letzten blieben die Leute auf den Plätzen und applaudierten unentwegt. Der Intendant beschied Slezak in seine Loge und eröffnete ihm, daß er für fünf Jahre engagiert sei. Ungern und zugleich mit Stolz sahen die Brünnner ihren Liebling scheiden. Ungern, weil sie künftig auf ihn verzichten mußten, und mit Stolz, weil er, aus ihrer Stadt hervorgegangen, alsbald so seltene künstlerische Lorbeeren gepflückt hat. „Während seiner Brünnner Jahre hat Slezak stets nur das Bild rüstigen Fortschreitens geboten. Seine Stimme besüß durch den Reiz eines sanften Schmelzes und ist wie von einer leichten, warmen Welle durchzittert. Sie trägt überwiegend lyrischen Charakter. Sein Bestes im Spiel und Gesang liegt dort, wo jugendliche Wärme, naive Treuerzigkeit und Schwärmerei den Grundton der Gestalt bilden. In seiner Darstellung überraschen uns Momente von merkwürdiger dramatischer Eindringlichkeit und Naturwahrheit. Er hat die natürliche Gabe ausdrucksvoll lebendigen Gesangsvortrages und vor allem ausgesprochenes Spieltalent.“ So lautete das Urteil des gewiegtesten Brünnner Musikkenners.

Das Jahr 1898 sah Leo Slezak in Berlin, wo er sein Repertoire erweiterte und neue Erfolge erntete. Er sang einmal in Breslau und wurde auf Bitten der dortigen Direktion für zwei Jahre nach Breslau beurlaubt. Während der Jahre 1899 und 1900

gastierte er als Mitglied der Berliner Hofoper in Breslau. Direktor Loewe der vereinigten Breslauer Theater verpflichtete den Künstler zu mehrmaligem Auftreten in London, wo Slezak außerordentlich gefiel. Das Werben der Wiener Hofoper um Slezak wurde heißer und stürmischer. Endlich gelang es ihr, dem Künstler die Möglichkeit zu verschaffen, daß er in Wien gastiere. Im Januar 1901 debütierte er an der Wiener Hofoper als Arnold in „Tell“. Nach dem ersten Akte eilte Direktor Mahler begeistert auf die Bühne, küßte und umarmte Slezak und bot ihm einen fünfjährigen Kontrakt unter glänzenden Bedingungen. Slezaks Sehnsucht war die Wiener Hofoper. Allein er hatte noch eine Verpflichtung für die nächsten zwei Jahre der Berliner Oper gegenüber. An den folgenden Abenden sang Slezak den Johann von Leyden im „Prophet“, den Rhadames in „Aida“ und Walter Stolzing in den „Meistersingern“. Damit war er für das Wiener Publikum „gemacht“. Einstimmig herrschte bei den Wiener Opernfreunden der Wunsch, Slezak baldigst und dauernd in Wien zu haben. Selten hat einem Künstler ein Gastspiel solch großen Erfolg gebracht und gleich an den ersten Abenden die vollen Sympathien des sehr verständigen und darum auch in seinen Anforderungen sehr strengen Wiener Opernpublikums gewonnen, wie dies Leo Slezak beschrieben war. Man wollte, man mußte ihn in Wien haben. Doch dachte die Berliner Hofoper nicht daran, den Künstler freizugeben. Aller Einfluß wurde aufgeboten. Die obersten Hofbehörden von Wien und Berlin traten in Verbindung, hohe Funktionäre wurden nach Berlin entsandt, und nach manchen Pourparlers und Reisen bewies die Berliner Hofoper der Wiener Kollegin das große Entgegenkommen, ihr vom nächsten Jahre ab

Slezak zu überlassen. Seit September 1901 gehört Leo Slezak dem Verbannde der Wiener Hofoper an. Hier ist seine Kunst zur vollen Entfaltung gelangt und hat ihre vielbewunderte Größe erreicht. Aber all die Triumphe, die er auf der Bühne und im Konzertsaal in Wien, London und vielen Hauptstädten erlebt hatte, genügten dem Künstler nicht. All der Jubel, die stürmischen Ovationen, die bis zur Siedehitze entfachte Begeisterung des Publikums berauschten ihn nicht, er selbst war mit sich noch immer nicht zufrieden. Und so ging der große Meister der dramatischen Gesangkunst Ende 1908 nach Paris weiter lernen. Er feierte ein halbes Jahr und er, der bereits zu den ersten Tenoristen der Welt zählte, machte bei den Brüdern de Reszkes wie ein fleißiger Schüler eifrig Gesangsstudien, um seiner zauberischen Stimme erhöhten Glanz, den letzten Schliff zu geben. Daß er daran recht getan hat, beweist jedes Auftreten, denn seine Gesangkunst, die schon früher alle Hörer beseelt hat, wirkt jetzt als eine kaum überbietbare Faszination.

Die wichtigsten Rollen Slezaks sind: Lohengrin, Siegfried, Erik („Der fliegende Holländer“), Johann von Leyden im „Prophet“ Rhadames in „Arda“, Walter Stolzing in den „Meistersingern“, Des Grieux in „Manon“, Maurico in „Troubadour“, Herzog in „Rigoletto“, Faust, Arnold in „Toll“, Raoul in den „Hugenotten“, Florestan in „Fidelio“, Tannhäuser, Othello, Richard im „Maskenball“ u. v. a. So ist Slezak gesanglich sowohl wie darstellerisch ein echter Künstler ersten Ranges, der sich nicht mit dem Naturgeschenke einer prachtvollen Stimme begnügte, sondern der von seinen ersten Anfängen an eifrig bemüht war, sich eine höhere Kunstanschauung anzueignen, und durch angestrengtesten Fleiß und künstlerische Studien sich in den

Charakter seiner Partien zu vertiefen. Slezak empfindet stets, was er singt und spielt. Während seiner Wiener Thätigkeit hat Slezak Opern jedes Stils und jeder Gattung gesungen und gilt als ebenso vortrefflicher Wagner- und Meyerbeer-Sänger, wie hervorragender Mozart-Interpret. Unwandelbar hält Slezak an dem Grundsatz fest, daß auch für den Opernsänger die Kunst des Singens das Erste und Wichtigste sei. Ihn bethörten nicht die materiellen Effekte seiner schönen Stimme, die mühelos hervorgeschmetterten hohen B und C mit den folgenden Applausstürmen. In dem Streben nach Veredlung seiner Gesangstechnik steht er noch immer nicht stille. Slezak hat hier keinen Rivalen in Mozartschen Tenorpartien, noch in jenen italienischen, welche eine schön verbundene Kantilene und ausgeglichene Koloratur verlangen. Von hünenhafter Gestalt ist er schon durch sein Aeußeres vorzüglich für Heldenrollen geeignet. Er behauptet ein großes Gebiet des Heldenfaches erfolgreich, insbesondere jenes, das auch dem lyrischen Element Raum gibt. Es liegt in dem Wesen dieses Sängers ein Zug von Redlichkeit und Treue, welche unmittelbar sympathisch ansprechen und die Gestalten mit überzeugender Kraft ausstatten. Jeder Schein von eitler Selbstbespiegelung müßte sie Lügen strafen. An Slezaks Liebhaberrollen hat man nie einen Anflug von Gefenhaftigkeit oder Gefallsucht wahrgenommen, Ernst und Wahrhaftigkeit kennzeichnen jede einzelne Figur Slezaks wie seine ganze Künstlerlaufbahn. Unzählige feine, aus dem Wesen des Helden und aus den Situationen herauswachsende Züge beweisen, daß Slezak den ganzen Organismus der Rolle bis ins Kleinste meistert, und daß er doch in erster Linie Tragiker ist, so gewandt sich auch sein schmiegsames Talent in anders geartete Aufgaben zu finden vermag. Seine schöne sym-

pathische, frische, ausgiebige, in allen Tonlagen gleich kraftvolle, feingeglättete und ungemein wohlklingende Stimme, sein musikalisches Verständnis, die anziehende Natürlichkeit seines Vortrages, in welchem er Gefühl, Leidenschaft, Empfindung, Seele und dramatischen Effekt in wirksamster Weise zu verbinden weiß, sein maßvolles, kluges, ausdrucksvolles Spiel von einer gewissen Würde und Noblesse, der volle Ernst der Männlichkeit, Einfachheit und Würde in den Bewegungen, eine Aussprache von ungewöhnlicher Deutlichkeit und Energie, seine Phrasierung, die eine vollständige Verschmelzung von Wort und Ton, von Gedicht und Komposition ist, bilden Slezaks unerreichte Vorzüge.

Im Konzertsaal begrüßt man Slezak nicht minder begeistert wie als dramatischen Sänger. Wie auf der Bühne kann man sich erst recht im Konzertsaal dem Zauber seines Gesanges nicht entziehen. Ein unbeschreiblicher Schmelz und Wohlklang vereint sich mit einer Kraft und Fülle, die seinem Tone jenen markigen Timbre verleiht, daß er mit unwiderstehlicher Macht zum Herzen dringt, und das Ohr, das ihn einmal gehört, ihn nie wieder vergißt. Sein Vortrag, seine Schule, seine Deklamation, Gebärde und Aktion sind von höchster Vollendung, seine Begeisterung reißt ihn und den Zuhörer mit sich fort, er versteht es, seine unendlich sympathische Stimme bei der Liederinterpretation mit einer Meisterschaft zu behandeln, wie nur je ein Virtuos sie in der Behandlung seines Instrumentes besessen hat. Und doch überschreitet er nie die Grenze des Schönen. Slezak, der im Dezember 1905 zum Kammerfänger ernannt wurde, ist eine mächtige Persönlichkeit, ein Mann von seltenem Kunstverstand, bezaubernd in allem, was ihm vollständig gelingt. Mit einer Art Feststimmung

geht man jeder neuen Rolle Slezaks entgegen. Weiß man doch, daß Neues und Bedeutendes jedenfalls bevorsteht.

Persönlich ist Slezak ein guter, lieber, prächtiger Mensch, frei von jedem Eigendünkel, einfach und bescheiden wie zur Jünglingszeit. Ein goldener Humor liegt über seinem Wesen, mit dem er seine Kollegen und alle, die ihn umgeben, herzlich erfreut. Im Jahre 1900 hat Slezak eine Kollegin vom Breslauer Stadttheater, Fräulein Elsa W e r t h e i m, als Gattin heimgeführt, die ihm im Laufe der Ehe zwei entzückende Kinder, Walter und Grete, beschert hat. Elsa Wertheim, das Kind einer angesehenen Wiener Familie, widmete sich in jungen Jahren der Bühnenlaufbahn und hat als Naiv-Sentimentale in Berlin, Brünn, am Raimund-Theater in Wien und zuletzt in Breslau sehr hübsche Erfolge erzielt. Die anmutige junge Frau ist die lieblichste Personifikation holder, beseelender Weiblichkeit. Sie bereitet dem Künstler ein überaus behagliches Heim, aus dem auf jeden Besucher das Glück und die Freude der Familie strömt.

Slezak weiß auch mitunter, mit Geschick und Glanz seine ihm angeborene Heiterkeit durch die Feder fließen zu lassen. Davon gibt das folgende Kapitel ein lustiges Bröbchen.



Drei heitere Erzählungen

von

Kammersänger Leo Slezak.

Wenn ich Noten lesen könnte . . .

Es war im Jahre 1896. Ich war an das Brünner Stadttheater engagiert und sollte mein Sängerdebüt als Lohengrin begeben. Da ich noch keine Noten lesen konnte, so drillte mir mein guter Lehrer Robinson in der aufopferndsten und geduldigsten Weise die ganze Partie nach dem Gehör ein, bis ich sie vollkommen beherrschte. Selbstverständlich kam es während der Proben zu diversen musikalischen Schwankungen, welche den damaligen Kapellmeister Thieme, der von Natur aus ein sehr aufgeregter und energischer Mann war, mitunter fast zum Explodieren brachten. Einmal war es besonders arg. Der Kapellmeister klopste ab, brüllte mich an, ließ mich wiederholen, klopste wieder ab; endlich, als er sich schon gar keinen Rat mehr wußte, schrie er mit heiserer Stimme in seinem norddeutschen Idiom auf die Bühne: „Slezak, nehmen Sie doch die Noten! Ich weiß ja nicht mehr, was ich da unten mit dem Orchester anfangen soll!“ Ich

trat vor und antwortete ganz bescheiden: „Lieber Herr, wenn ich Noten lesen könnte, rede ich ja nicht mit Ihnen. . .“ Darauf brachen die auf der Bühne stehenden Künstler in ein schallendes Gelächter aus. Der Kapellmeister lachte mit, und seine böse Laune war verflogen. Er war wieder gut und lieb zu mir. Der Abend kam, und mit ihm mein erster schöner Erfolg, an den ich heute noch mit großer Freude zurückdenke. Das Notenlesen habe ich inzwischen gelernt!

* * *

Lohegrin's „Kampf mit dem Drachen“.

Jahre waren verflossen. Die Lehrbubenzeit lag glücklich hinter mir, und große, ehrliche Erfolge blühten mir bereits. Ich war an die Berliner Hofoper engagiert und als Gast für die Saison ans Stadttheater nach Breslau beurlaubt. Dort habe ich den herrlichsten und glücklichsten Erfolg meines Lebens, meine Frau, errungen, die gleichzeitig mit mir an derselben Bühne als Naiv-Sentimentale wirkte. Im Februar 1900 heirateten wir, und bald darauf sollten wir Breslau verlassen. Darum haben wir keine neue Wohnung gemietet, sondern nahmen Quartier bei einer Schlesiern, die uns den größten Teil ihrer Wohnung abgab. Das war eine böse Nummer. Sie hat die einzigen bitteren Tröpfchen in unser junges Eheglück gebracht. Denn sie schimpfte und keifte den ganzen Tag. Nichts war ihr recht, an allem und immer hatte sie zu nörgeln. Wenn ich oft von einer Probe heimkehrte, fand ich meine arme Frau ganz aufgelöst, denn es hatte wieder Krach mit der Vermieterin gegeben. Wie war dieser Drache zu bezwingen? Da fuhr mir ein lustiger Gedanke durch den Kopf. . . . Bald darauf kam der Erste, und wir hatten große Abrechnung mit der bösen Sieben zu halten.

Ich legte meine Lohengrin-Rüstung an und wappnete mich mit Schwert und Schild. In dieser silbernen Wehr trat ich, den Helm auf dem Kopfe, Schwert und Schild in der Linken, das Portemonnaie in der Rechten, in die Stube meiner Wirtin. Sie erschrak zu Tode, und das Wort, das ihr sonst stets sprudelnd über die Lippen kam, blieb ihr im Halse stecken. Nachdem sie sich vom ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte, begann sie leise und gedämpft: „Ja, um Gotteswillen, was wollen Sie denn, Herr Slezak?“ Ihre Augen wurden weit, ein Beben durchzuckte ihren Körper, die Matrone starrte mich an — sie hielt mich für wahnsinnig. „Abrechnung halten mit Ihnen, will ich,“ fuhr ich sie laut an. — „Was ist denn los, Herr Slezak, was ist denn los?“ jammerte die geängstigte Frau.

„Der Erste ist los,“ entgegnete ich ruhig, „Sie kriegen Ihr Geld.“ — „Ja, aber warum kommen Sie denn in dem Aufzug zu mir?“ — „Glauben Sie, daß ich mich ungewappnet einem Drachen gegenüberstellen werde? Ich weiß von Jung-Siegfried genau, wie man mit einem Drachen umzugehen hat.“ Ich zählte ihr das Geld auf, sie strich es lautlos ein, während dies sonst ohne viele Worte nicht abging. Von dieser Stunde an herrschte Ruhe im Hause. Der Drache war bezwungen.

* * *

Wie ich Kammerfänger wurde.

Glauben Sie mir, ich kann nichts dafür. Launische Kobolde treiben oft ihr Spiel mit mir und machen mich zu ihrem willenlosen Werkzeug. Und diese boshaften Gesellen überfallen mich immer, wenn es gilt, einem Kollegen einen Streich zu spielen. So geriet ich in den Ruf, meine Kollegen zum besten zu haben. Wer mich

kennt, muß es wissen, das bin nicht ich, das sind wieder diese Robolde. . . .

Des öfteren habe ich am Hoftheater in * * * gastiert. Nach der Vorstellung scharten sich die Kollegen um mich bei fröhlichem Trunke. Wie auf jeder Bühne, gab es auch dort, wie es im Theaterjargon heißt, eine „Wurzen“, das ist jene Person des Ensembles, die immer wieder auftritt, und darum auch stets die Kosten der allgemeinen Heiterkeit tragen muß. Fast immer ist es mir nun gelungen, wenn ich dort zu Gast war, die „Wurzen“ d'ranzukriegen, und die lieben Kollegen haben sich darüber königlich amüsiert. Einmal trieb ich es in der Tat arg. Man brachte mir ein Kanzleipapier aus der Intendanz, das der Baßbuffo verschafft hatte, und ich schrieb an den Tenor des Hoftheaters von * * *, der sich stets in arger Geldnot befand, einen Brief folgenden Inhalts: „Geehrter Herr! In Anbetracht Ihrer geradezu hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der d a r- s t e l l e n d e n Kunst (vom Singen schrieb ich, b o s- l a s t e r w e i s e n i c h t s), fühlt sich die * * * Intendanz förmlich gedrungen, Ihnen eine Remuneration von 5000 Mark zu gewähren, welche Sie gegen Vorweisung dieses Briefes bei der Hoftheaterkasse beheben wollen.“ Dem Sänger wurde dieses „offizielle Schriftstück“ durch den Amtsdieners in die Wohnung geschickt. Er war erst sprachlos vor Glück, dann erzählte er es strahlend den Kollegen mit dem Bemerken, er hätte selbst zu dieser Auszeichnung gar nichts getan, sie sei spontan erfolgt und ein Zeichen, wie er geschätzt würde. Am nächsten Tage eilte er zur Kasse und konnte es nicht fassen, daß man ihn dort auslachte. Dieses ominöse Lachen teilte sich dann freilich auch dem gesamten Personal mit. Der Sänger, welcher nun sofort darauf kam, daß der Anstifter dieses Scherzes

niemand anderer sei als ich, schwur mir Rache. Inzwischen hat er ungezählte Ränke erdacht, um mich zu „Fall“ zu bringen. Ich war sehr auf der Hut, und stets ist es mir gelungen, alle seine listigen Pläne zu durchkreuzen. Die Reue über mein böses Tun hat auch mich gepackt.

Sonntag den 3. Dezember 1905 gastierte ich in Graz. Plötzlich erhielt ich eine Depesche, welche mir die Freudenbotschaft brachte, die Gnade Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich hätte mich zum Kammerfänger gemacht. Doch in den Freudenrausch fiel sofort ein Wermutstropfen. „Das ist ein Witz von „ihm“! rief ich. Die Sache ließ meiner Frau keine Ruhe, und sie drang darauf, ich möge doch trachten, in Erfahrung zu bringen, ob vielleicht etwas Wahres daran sei. Ich ging im Hotel zum Telephon, rief die Wiener Hofoper an und versprach dem Diener ein gutes Trinkgeld, wenn er nicht verraten würde, daß ich von Graz aus angerufen habe, denn ich wollte nicht „aufgefressen“ sein. Ehe ich aber ordentlich zu Worte kam, hörte ich den Diener: „Herr von Slezak, i gratulir' zum Kammerfänger.“ Nun war ich schon sicher und ließ mich mit der Direktion verbinden, wo mir dann vollständige Gewißheit wurde. Seine Rache hat mein „Freund“ doch gehabt, ohne daß er indes eine Ahnung hatte, da die erste Freude verdorben war. Mein Wahlspruch bleibt aber nunmehr: Wer anderen eine Grube gräbt — der muß immer sehr vorsichtig sein. . . .

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY



3 9999 05992 471 0

